

Bezugs-Preis

In der Hauptstadt über den im Stadt-
bezug und den Bezugs erwiderten Aus-
gaben abgeleitet: vierteljährlich 4.50,
bei unregelmäßiger Zahlung im
Jahre 4.50. Durch die Post bezogen für
Deutschland und Österreich: vierteljährlich
4.60, — Directe tägliche Kreuzabrechnung
im Ausland: monatlich 4.70.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7/7 Uhr,
die Abend-Ausgabe Montags um 6 Uhr.

Redaction und Expedition:

Johannessgasse 8.
Die Expedition ist Montags amnestrochen
geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:

St. Annen's Garten. (Alfred Dohm),
Unterstadtstraße 3 (Poullmann),
Leipzig.
Reichenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

Die 6spaltige Zeile 20 Pf.
Reclamen unter dem Redactionsstich (4sp-
spalten) 30 Pf., vor den Familienanzeigen
(8spalten) 40 Pf.
Größere Schriften laut unserem Preis-
verzeichnis. Textschriften und Briefen
nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gratis), nur mit den
Morgen-Ausgabe, ohne Postlieferung
4 60., mit Postlieferung 4 70.

Annahmeschluss für Anzeigen:

Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Anzeigenschein zu einer
halben Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition
zu richten.

Druck und Verlag von E. Pelz in Leipzig.

№ 573.

Dienstag den 9. November 1897.

91. Jahrgang.

Politische Tageschau.

Leipzig, 9. November.

Die „Kreuzzeitung“ sagt über die Schwierig-
keiten, die der conservativen Partei durch die Frage der
Socialreform bereitet werden. Die Socialreform, so
führt das Blatt, indem es besonders auf die Anfeindungen
der Christlich-Socialen hinweist, aus, entgegenge-
setzte, veranlaßt die Gegner in Lobreden und entzünde
einen Haß, dessen Ende heute noch Niemand sehe. Das
ist richtig und bei der Tiefe der principellen Gegen-
sätze, die in conservativen Kreisen bei der Beurtheilung
dieser Frage zu Tage treten, werden auch die Stagen
der „Kreuzzeitung“ über die Schwierigkeiten nicht über-
zogen. Um so mehr aber hätte dieses Blatt und hätten alle
Conservativen Veranlassung, an andere Schwierigkeiten zu
denken, die sich jetzt noch unvorhersehbarer zeigen, später
aber die Ursache ernstlicher Differenzen werden können
und müßten. Wir meinen die Schwierigkeiten, die sich
der conservativen Reichstagsfraktion selbst bereitet hat,
indem sie in das „Wagungsrecht“ die Zustimmung
über die Trennung der Verkaufsräume
für Butter und Margarine hineinbrachte. Immer
klarer stellt es sich heraus, daß diese Zustimmung
eine verfehlte ist und zum Niedergang der Buttererzeug-
nisse, d. h. also zu einer Schädigung eines namhaften
Theiles der Butterproduzenten, führen muß. Selbst in
extrem-agrarischen Kreisen beginnt man dies einzusehen, und
auch dieser Gesichtspunkt wird die Butterproduzenten
bestenfalls Zweifel an der Richtigkeit und dem guten Willen
der Räte ihrer Bestimmungen sich einflößen. Von dieser
Seite könnte man sich sehr leicht trennen. Die Einwirkung
gelehrter Verfassungskritiker ist bis zum 1. April kommenden
Jahres zu berücksichtigen; dann erst tritt diese Zustimmung
in Kraft, während die übrigen Bestimmungen über die
Ausstattung der Margarine, die Margarineerzeugung
und die Bezeichnung von Samen schon jetzt gelten.
Es ist daher der conservativen Reichstagsfraktion dringend
anzurathen, gleich in den ersten Wochen nach dem Zusam-
mentreten des Reichstages den Antrag einzubringen, die verfehlte
Bestimmung baltig wieder aufzugeben, bevor sie in den
betreffenden landwirthschaftlichen und landwirthschaftlichen
Kreisen eine noch tiefere Verurteilung herbeiführt hat. Daß die
Mehrheit des Reichstages einem solchen Antrage zustimmen
würde, ist zweifellos, und auch die veränderten Verhältnisse
würden ihre Zustimmung nicht verweigern, da sie in die Trennung
der Verkaufsräume nur geneigt haben, weil die Conservativen
den Versuch für das ganze Gesetz von der Aufnahme
der Bestimmungen abhängig machten. Nun liegt es ja auf der
Hand, daß es einer Fraktion, die so eifrig für eine Be-
stimmung eingetreten ist, Ueberwindung kostet, schon vor dem
Zusammentreten dieser Bestimmungen ihre Aufhebung zu fordern,
denn in dieser Forderung liegt das Zugeständnis eines
schweren Irrthums. Jedenfalls aber ist ein solches
Zugeständnis nicht nur erträglich, sondern auch vortheilhaft, als
zu Beharren im Irrthum, das man als solchen erkannt
hat. Mit dem Zugeständnis befreit man ein Agitations-
mittel, das die Gegner reichlich ausbeuten würden, und
beseitigt die Gefahr, daß dieselben Waffen zu handeln, während
das Beharren im Irrthum zum Verdachte unheilbarer Ver-
blendung noch den Verdacht der Böswilligkeit hinzufügt.
Im Interesse der Nationalliberalen liegt die baldige

Aufhebung der Bestimmung über die Trennung der Verkaufsräume
nicht. Die von der betroffenen landwirthschaftlichen und
landwirthschaftlichen Kreise, die bisher bei den Reichs-
tagswahlen für conservativen Candidaten gestimmt haben,
werden sich, setzen die Bestimmung aufrecht erhalten bleibt,
nicht zu Ankämpfern des Fortschritts verdingen lassen;
sie werden für nationalliberale Candidaten stimmen. Der
den Conservativen von nationalliberaler Seite ertheilte Rath
ist also ein durchaus selbstloser; um so erstlicher sollte er er-
wogen und um so rascher befolgt werden.

Die Absicht der preussischen Regierung, von Neuen
100 Millionen zu Sonders der Aufhebung in den
Verordnungen zu verlangen, hat den parlamentarischen Führer
der deutschen Volkspartei, Herrn Eugen Richter, in eine
so maßlose Erbitterung verlegt, daß er nicht nur über die
„Widerwärtigkeit“ des Projectes jeter, sondern sich sogar zu
den heftigsten Behauptungen verlegt, die Förderung sei deshalb
„verfassungswidrig“, weil die Gewässer und Aus-
gaben des Staates alljährlich auf den Etat gebracht
werden müßten und hier dem Paragrafen eine Bewilligung
auf Jahre hinaus angefordert werde. Nach dieser Inter-
pretation der Verfassung dürfte der preussische Paragraf auch
nicht in den Anlauf oder die Durchführung einer Bahn
durch den Staat möglich, wie eine Creditverleihe zum Zweck
der Errichtung einer Anlage annehmen, deren Ertragskraft
erst in mehreren Jahren in den Etat einzuführen werden können.
So jährlich jedes Jahr bringt neben dem Etat ein solches
Creditverleihe. In der letzten Session sind davon sogar zwei
verabschiedet worden, die sogenannte Seemannsversicherung
und das Creditgesetz, betreffend den Neubau der Kanäle und
die Verlegung des Potsdamer Gartens in Berlin. Beide
Credit sind für Ausgaben bestimmt, welche sich genau
wie die Verwendungen aus dem Aufstellungsfonds auf
eine Reihe von Jahren erstrecken. Die durch diese
Verabschiedung gemachten Mittel kommen so wenig in
den Etat zur Verrechnung, wie die auf Grund früherer An-
leiheverträge geleisteten Ausgaben. Dem Artikel 101 der
Verfassung wird dadurch genügt, daß die durch Ver-
weisung und Tilgung der bezüglichen Anleihen entstehenden
Ausgaben alljährlich auf den Etat gebracht werden. Der
Richter kann sich also mit seiner Behauptung auf die Verfassung
nur eine Klage beziehen, die umso tiefer sein wird, mit
je größerer Verengtheit alle nationalliberalen Kreise die
Absicht der preussischen Regierung betrachten. In allen diesen
Kreisen wird man der „Mit-Ver.“ zustimmen, die an
dieser Absicht folgende Betrachtung knüpft:

„Allerwärts wird der nationale Gedanke durchgeleitet; der National-
charakter rückt sich nach oben, die Kräfte der Intere-
sienkämpfe brechen; eine gewaltige einseitige Idee, die angelehnt
beide unheimliche Beherrschung der großen Kräfte des deutschen
Volkes zu kräftiger Beherrschung im Innern zusammen-
zwingt, was sich nicht zugehen; die Gefährdung, daß das deutsche
Reich sich selbst der beste Feind sein muß, wenn es, in die
Mitte Europas eingetilt, seine Kräfte und seine Freiheit
benutzen will, und daß es ohne seine Kräfte zusammenbrechen
müßte, geht unter in kurzfristigen inneren Fraktionen. Das ein-
seitige Jähren des Element ist, in welchen Anstalten eines
schweren politischen Gedankens wie die des Abgeordneten Richter
mit seinem Begreifen politischen, daß unter solchen Bedingungen
sich am bequemsten einer gegen den Andern verhalten und im

Allgemeinen Werners sich dann dem eigenen Nachbedenken
ein höheres Bedenken kann nicht, wer wollte dies befehlen?
Wer wollte weiter befehlen, daß von seinen Standpunkt aus der
Führer der preussischen Volkspartei auch durchaus folgerichtig
handelt? Mit dieser ganzen Herrlichkeit aber ist es zu Ende,
sobald weder die nationale Gefahr, die das ganze Reich
bedrohen, und die ganze unbedachte Treue, mit der so viele
hochwürdige Kräfte an ihren Posten stehen, dem deutschen
Volke zum Bewußtsein kommen. Und warum sollen wir mit
bedauerlicher Zustimmung die Aufgabe willkommen, die mit der Ver-
sicherung des Aufstellungsfonds dem preussischen Staate gestellt
wird. Denn diese Frage ist nicht zu lösen, ohne daß wir
ursprünglicher Kraft dem Reichthum des Reichthums sich
wieder aufhängen, daß eine engherzige Jährenspolitik, die
Politik des beherrschenden Parteipolitikers, seine Zukunft ruinirt,
und daß, so jetzt die Kräfte des Interesses von der Gewalt
der Zahl der Wähler aus dem Reichthum des Reichthums
werden, nun die Kräfte sich wieder zu solcher gemeinsamer Arbeit einigen können,
denn der Ruh- und Nutzen des Reiches allein zu denken war.
Es bedarf nicht und noch nicht, zu wissen, daß der Reichthum
nicht, da die Zahl seiner Gegner im Abgeordnetenhaus, Centrum,
Fortr., Polen und Preussische Volkspartei, nur 128 beträgt.
Wir würden mehr: daß bis in die preussische Vereinigung
hinein sich zunächst in dem Schutze der Ertragskraft durchzieht,
daß es aber nur einen Feind gibt, das Volksthum, und daß
diesem Feind gegenüber die deutsche Minorität wissen muß,
wie schädlich hier das alte deutsche Stimmverhältniß der ungeliebten
Sonderbündel ist. Erhält sich diese Hoffnung, dann ist es
auch am die weitere Zukunft des Reiches nicht bangt, trotz der
traurigen Resignation gewisser Kreise vom Temperamente des
Herrn Mittelhül. Denn was in Offen möglich war, läßt sich
dann auch nachwärts der Alle zu Stande bringen und nicht nur
in Verlegen, sondern auch in den anderen Bundesstaaten, weil die
Wenige der politischen Agitation auch die Erziehungfrage des
Reiches ist.“

In Ungarn würde man dringend die Annahme des
Ausgleichsprovisoriums durch den österreichischen Reichs-
rath und beauftragt die gegenwärtigen Vorgänge in Oesterreich
von diesem obersten Gesichtspunkt aus. Das ist vollkommen
begreiflich. Damit ist aber, wie die Wägen „Allg. Bg.“
zutreffend ausführt, der Ungarn keine Bewilligung gegeben,
von ihrer ursprünglichen Stellungnahme zu Gunsten der
deutschen Oesterreicher, die gegen die Schwächung, gegen
abschließliche Regierungsmaximale und gegen die Durch-
führung der Autonomie in der österreichischen Reichs-
hälfte kämpfen, abzugeben. Derweilen ja doch auch die Deutsch-
Oesterreicher das Ausgleichsprovisorium durchaus nicht auf
Freundschaft gegen Ungarn oder auf Abneigung gegen den Fort-
bestand der Monarchie nach den bisherigen Umständen, sondern
nur auf Nothwehr, indem sich ihnen zur Zeit kein ander-
weitiges erfolgversprechendes Mittel bietet, die österreichische
Regierung zur Zurücknahme einer ihr wichtigsten Lebensinteresse,
ihre nationale Selbstbestimmung untergeordneten Willkür-
maßnahme zu zwingen. Für die Ungarn kommt es, wie die
offiziösen und andere ungarische Blätter schon wiederholt
betonen haben, nur darauf an, daß überhaupt das Ausgleichs-
provisorium in Oesterreich auf verfassungsmäßigem Weg er-
reicht wird; daher ihre Aufgebrachtheit gegen den Grafen
Badeni, als dieser für den Fall der Ablehnung der Pro-

visoriumsverträge im österreichischen Reichsrath mit der Reichs-
verordnung drohte, und daher die vor der ungarischen Regie-
rung abgegebene und vom ungarischen Parlament auf-
gegebene Erklärung, daß in solchem Falle Ungarn sich
veranlaßt sehen würde, bezüglich der Fortführung der gemein-
samen Institutionen selbstständig vorzugehen. Man sieht also
in einer solchen Eventualität nur einen fatalen Nothbehelf,
und deshalb die Mahnungen ungarischer Blätter an die
Deutsch-Oesterreicher zur Nachgiebigkeit, welche indess keines-
wegs ein Sympathisieren mit den Bestrebungen des Grafen
Badeni und der Majorität im österreichischen Abgeordneten-
haus zur Unterdrückung des Reichthums in Oesterreich be-
deuten. Auffallend ist dabei nur eins, daß man sich nämlich
in Ungarn nicht daran zu setzen scheint, daß das Ausgleichs-
provisorium in Oesterreich, wenn es zu Stande kommt,
keinesfalls als „auf völlig verfassungsmäßigem Wege zu
Stande gekommen“ gelten kann, insofern dasselbe in geschick-
terweise und verfassungswidrig beschleunigten Sitzungen
berathen und eventuell votirt worden wird. Will Ungarn
über diesen Punkt hinwegsehen, so ist das keine Sache;
consequent würde man ein solches Verhalten indess nicht
finden können.

In die Wägen Treue ist immer noch kein Licht ge-
kommen. Die Action Scherer-Kellner, die aufsehend mit
sicherster Aussicht auf Erfolg begonnen wurde, macht Wien in
Sande zu verlaufen, nachdem der Ministerpräsident über ein-
stimmig mit dem Kriegsminister erklärt hat, daß
eine Wiederaufnahme des Reichthums nicht angängig
sei, da Scherer-Kellner weder eine neue Thatfache
noch ein neues Document beigebracht habe. Scherer-
Kellner's Argumente befehlen, dem „Matin“ zufolge, darin,
daß auch nach der Beurtheilung des Reichthums der Bericht
fortgeändert habe, und darin, daß im Kriegsministerium eine
zweite Handschrift erstellt worden sei, die durch die Reichs-
heit mit der Handschrift des Reichthums die Graphologen zur
Vernehmung veranlaßt hätte und die von einem jener fähigen
kleinen Beamten des Reichthums herbeibrachte. Nach dem Reichthum
der Minister muß man aber davon zweifeln, daß dem freiwilligen
Anwalt Reichthums dieser Nachweis gelungen ist. In einzelnen
französischen Blättern wird zwar zugegeben, daß auch nach
der Verkündung des angeblichen Reichthums compromittirende
Schriftstücke mit der Handschrift Reichthums aufgefunden worden
seien, aber hinzugefügt, es sei deren Fälschung erwiesen. Dessenfalls
ist es auffällig, daß Scherer-Kellner jetzt seine Documente nicht,
wie allseitig verlangt wird, öffentlich bekannt gibt. Ein eigenhän-
dliches Zusammenstellen liegt in dem bis jetzt noch unvollständigen
Selbstmord einer mit Reichthum verwandten Pariser
Familie. Ob dieselbe mit der Reichthums-Affäre nur
insoweit im Zusammenhang steht, als überhaupt mit Reichthum
Beziehungen hat, die Schädigung des Namens der Familie nicht
ertragen können, läßt sich vorläufig nicht sagen. — Ueber die
Reichthums-Affäre ist übrigens folgendes in Erinnerung ge-
bracht: Der französische Generalstabsobermann Reichthum wurde
im Herbst 1891 zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt von
einem Kriegsgericht, das bei verfallenen Thüren tagte. Die
Angeklagte brachte das Urtheil auf einem Schriftstück von der Hand
des Hauptmanns, das die französische Geheimpolizei in der
deutschen Bottschaft gefunden und gefoltert haben wollte.
Daran ist, wie der Reichthum und das ganze Reichthum
personell erklärte, kein Zweifel. Man hat es s. i.
vielfach behauptet, daß unsere Diplomatie nicht schneidiger
gegen die Verleumdungen in Paris vorgegangen ist, und es

Feuilleton.

Der Page.

Roman von H. Feyl.

„Und ich bin die Polizei von Wiefenbach“, stellte sich
der Bittler vor. „Der Bürgermeister schickt mich, um nach-
zusehen, ob die Pässe in Ordnung sind, auch soll ich Euch
ankündigen, daß Ihr hier nicht übernachten dürft, Ihr
müßt heute noch weiter.“
„Unsere Pässe sind in bester Ordnung“, versicherte
Philipp, der sein Unbehagen unter der Maske der Unver-
wundbarkeit zu verbergen suchte. „Wie treffen soeben die
letzten Vorbereitungen zur Abreise.“
„Und dabei scheint es Dir gelöst zu haben“, mischte
sich der Reittroch ins Gespräch. „Wir hätten schon von
Berne einen Heidenlärm und vernahmen deutlich Hülsefese.“
Loiska erstarrt bestig. Wenn sie jetzt nicht zu lägen
verstand, dann ging es ihr an den Krügen. Sie sah, wie
Emil im Begriff war, mit dem immer noch betäubten
Knaben den Wagen zu verlassen, jedenfalls in der Absicht,
als Ankämpfer gegen sie aufzutreten. Dies zu verhindern,
brängte sie sich vor, erzwang sich Gehör und begann mit
der ungeschicklichen Nieme von der Welt, den Antommelingen
ein Gewebe von Lügen vorzutragen, das selbst die Mit-
glieder der Gaullerbande in Verwunderung setzte.
„Wir wären schon lange fortgegangen, wenn mein
Ramm, der zum Baden ging, nicht einen kleinen Knaben
vom Ertrinken geredet hätte. Ohne meinen Mann war
das Kind verloren. Er brachte den Halbblutten nach und
triefend hierher. Die Kleider hat er in seiner Verwirrung
am Ufer liegen lassen, dort müssen sie noch zu finden sein.
Gewiß, wir haben uns alle Mühe gegeben, das Kind
wieder zum Leben zu bringen, haben es geliebt und ge-
büßelt, und als es zu sich kam und über Schmerzen klagte,
hörte ich ihm ein paar Schlachttropfen ein, wickelte es in
eine wollene Decke und legte es auf unser Bett. Wir
haben wothentlich eine Belohnung verdient für alle die Mühe,
die wir uns mit dem Buben machten.“
„Das ist ja eine sehr edle That, fast zu edel, um

geglaubt zu werden“, entgegnete der Inspector mit un-
ternehmendem Spott. „Warum habt Ihr nicht ins Dorf
geschickt, um die Anzeiger zu machen?“
„O Herr, das ist uns nicht eingefallen, wir waren so
erschrockt“, gab Loiska mit der Nieme gekränkter Unschuld
an. „Wir hatten die Kleider des Knaben nicht, wissen
nicht, wem er angehört, und fürchten, man könnte denken,
wir hätten die Habseligkeiten gestohlen, oder —“
„Schon gut, schon gut“, unterbrach sie Loiska. „Deine
Geschichte klingt rührend für Leben, der daran
glauben will. Ich bin nicht hier, um die Wahrheit Deiner
Ausgabe zu untersuchen, sondern um mit dem Director
wegen des Wagens zu unterhandeln.“
„Ein wenig Geduld, Herr Inspector“, wandte der
Vollgelehrte ein, „zuerst muß ich die Pässe revidiren,
dann können Sie meinewegen unterhandeln, so lange Sie
wollen.“
Die verlangten Pässe waren zwar vorhanden, aber in
einer Sprache abgefaßt, die der Sicherheitsbeamte von
Wiefenbach nicht entsiffern konnte, die eindringende Dunkel-
heit vermehrte diese Schwierigkeit noch. Der ehrliche
Ramm, in diesem Augenblick von seiner Würde tief durch-
drungen, wollte sich keine Mühe geben, er setzte die Brille
auf, unterzog die Papiere auf beiden Seiten einer genauen
Besichtigung, fand aber nichts heraus, als daß die Namen
mit Tintenkrüger verunzert waren. Philipp fand be-
obachtend dabei und lächelte über die wichtige Nieme des
Wittels. Die Clowns fanden für gut, sich in den Hinter-
grund zurückzuziehen. Loiska, von dem Gedanken ge-
peinigt, es liege in Emils Belieben, sie ins Justizhaus zu
bringen, schlich sich in die Nähe ihres Wagens, um einen
Versöhnungsversuch zu wagen.
„Du hast uns in Deiner Gewalt“, winkelte sie. „Er-
barm Dich meiner armen Kinder, raube ihnen die Mutter
nicht, hüte uns nicht ins Verderben. Seit einem halben
Jahre ziehst Du mit uns herum, wir haben Dir bis heut
nichts zu Leid gethan. Die Drohungen von vorgien waren
nicht so böse gemeint. Wir wollten Dir nur bange machen.“
Loiska warde vergeblich auf Antwort, Emil warf ihr
einen vernichtenden Blick zu, wandte dann den Kopf und
nahm keine Notiz mehr von ihr. Die Todesangst, welche er
soeben durchgemacht, war noch nicht vollständig überwunden,

er zitterte am ganzen Körper und mußte sich Gewalt anthun,
um nicht zu unterliegen. Der Reittroch, der sich auf die
Säule gemacht hatte, endete den Wagen und rief ercreut
den Anderen zu: „Da ist der Gesuchte. Er sitzt hier im
Wagen, sieht geistlos aus, hält ein Kind auf dem Schooße
und traut sich nicht vorzutreten. Die Geuner müssen ihm
höfe mitgeliefert haben.“ Loiska rief den Wagen zu sich
heran. Wäffsam erhob sich dieser, ersuchte den Reittroch,
auf den Kranken Knaben Acht zu haben und leitete dann dem
Rufe Folge.
„Ist es Ihre Wille, junger Mann, in den Dienst des
Fräulein Melanie von Monhardt zu treten?“ fragte der
Inspector.
„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, mein Herr“, lautete die
unterwürfige Antwort. „Sobald ich meine Habseligkeiten
zusammengedrückt und mein Bündchen gefügt habe, können
wir gehen.“ Loiska war einverstanden, Emil sog sich
für kurze Zeit in seinen Wagen zurück und Loiska wandte
sich unterdessen an den Reittroch.
„Lassen Sie mich doch einmal den Jungen sehen, den Sie
da in den Armen halten, als wollten Sie ihn zur Taufe
tragen. Et, et, das ist ja schon ein langer Lämmel! Den
sollte ich doch kennen. Ist denn das nicht des Löwenwirths
Wäffel? Wahrhaftig — er ist es. Die Geschichte fängt an,
interessant zu werden. Wir müssen den Kleinen auf unsern
Jagdtaggen haben und im Vorüberfahren seinem Vater ab-
liefern. Die Eltern werden sich ängstigen.“
Der Reittroch meinte: „Wir sind zur rechten Zeit hier
eingetroffen, das verdamnte Jagdbündchen hätte
nichts Gutes vor, daraus möchte ich einen Eid ablegen.
Machen wir, daß wir weiter kommen.“
Der Inspector schloß nun das Geschäft endgültig ab.
Philipp Dorset steckte säumungslos hundert Mark in die
Tasche, verabschiedete sich kurz von seinem Stiefbruder und
traf dann ungeschämt Anordnungen zur sofortigen Abreise.
Emil übergab dem Reittroch seine Reisetasche und folgte
dem Herrn, sein Bündchen im Arme tragend, nach der
Landstraße, wo der Jagdwagen ihrer harrte. Wäffel, in die
wollene Decke des Wagens gehüllt, wurde sanft auf den Rück-
sitz gelegt. Die Herren nahmen ihre Plätze ein, Emil kam
zuletzt an die Reihe. Während er wartend daßan, tauchte
eine braune Gestalt an seiner Seite auf. Loiska war ihm

gefolgt, um Uebwohl zu sagen. „Es möge Dir wohl-
ergehen“, wünschte sie, immer ängstlich umblinzelnd. „Du wirst
sicherlich gute Tage haben in dem Schloße, in das man Dich
führt. Denk an uns, wenn Du im Ueberflus lebst. Wir
ziehen nach Sonnenaufgang. Du kennst die Namen der
Städte, die wir durchwandern, sende uns Postkarte und
Geld. Thue es meinem armen Janos zu Liebe, der sein
Leben für Dich lassen würde. Er weiß, daß —“ Emil
legte der Frau hastig die Hand auf den Mund, um sie am
Weiterreden zu verhindern.
„Kein Wort mehr davon, Jascha! Ich sende Dir Geld
und Postkarte postlagernd Wien. Janos soll es auf der
Hauptpost abholen. Grüße ihn, Du warst gültig gegen
mich, ich danke Dir, Jascha. Leb wohl!“ Danach schwang
sich Emil behende auf den Wagen, die Pferde zogen an
und alkald fand das arme Weib allein auf der Stelle,
traurig vor sich hinstarrend, denn sie hatte an dem Scheiden-
den ihren Schatz und ihre Stütze verloren. Sie wartete,
bis ihr lahmer Knabe kam, den sie um seinen Preis zurück-
lassen wollte. „Warum bist Du hier, Mutter?“ fragte er
mit unbeholfener Angst.
Sie strich ihm das weiche Haar aus der Stirne, legte
ihren Arm zärtlich um seine Schulter, während sie ihm mit-
theilte, Emil sei soeben von dieser Stelle aus nach dem
Schloße gefahren, sie habe hier Abschied von ihm genommen.
Janos schredte jäh zusammen: „Emil ist fort, Ihr immer
fort?“ fragte er mit bebenden Lippen.
„So ist es“, beruhigte sie. „Ich soll Dich grüßen. Grüme
Dich nicht, er geht seinem Glück entgegen. Er will uns
Beide nicht vergessen, will uns schreiben, will Geld schicken,
sage aber davon Niemand ein Wort.“ Janos hörte nicht
mehr, was seine Mutter sprach. Von Verzweiflung gepackt,
warf er sich zu Boden. „Fort, fort, für immer fort“, rief
er und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus.
Sechstes Capitel.
Im Schlafzimmer des Herrn von Monhardt brannte
die Nachtlampe, sein Kammerdiener, ein bögerer, schon
bejahrter Mann mit pfiffigem Gesichtsausdruck lehnte be-
weglich im Sammetfauteuil, freude die Frühe auf ein frohbares
Tigerfell, brühte das milde Haupt in die weichen Kissen
der Kissen und sah zum Zeitvertreib dem Verzeihsel